

Klaus Scholder 1930–1985

Am 10. April 1985 starb im 56. Lebensjahr der Tübinger Kirchenhistoriker Klaus Scholder, zugleich Inhaber des einzigen Lehrstuhls in der Bundesrepublik Deutschland für Kirchenordnung. Schon vor seiner Berufung als Ordinarius an die Evangelisch-Theologische Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen im Oktober 1969 war er Mitherausgeber der Zeitschrift für Kirchengeschichte. Wir gedenken des Freundes und Kollegen in Dankbarkeit und Trauer.

Die schriftliche Hinterlassenschaft des Verstorbenen ist vielfältig und umfassend. Zum fünfzigsten Geburtstag, also noch vor dem ertragreichen Lutherjahr und dem Gedenken an Barmen, zählte seine Bibliographie bereits die erstaunliche Zahl von 189 Veröffentlichungen. Als Einstieg und Schlüssel zu diesem Werk drängt sich das Schlußwort seines Vortrages auf, den er anlässlich der Ausstellung ‚Evangelische Kirche zwischen Kreuz und Hakenkreuz‘ am 19. November 1981 im Berliner Reichstag gehalten hat:

Fast alle Fragen, die unsere Kirche heute bewegen, haben in der einen oder anderen Weise auch die Kirche damals bewegt und ihre Lösungen, die richtigen wie die falschen, wirken nach und wollen und müssen bedacht sein. Nur vor einem ist zu warnen. Die sichere Lösung, die eindeutige Antwort auf unsere Probleme gibt die Geschichte nicht. Nichts enthebt uns der eigenen Entscheidung und niemand vermag zu garantieren, daß wir das Richtige tun. Deshalb schließt die Ausstellung am Ende auch nicht mit einem aufmunternden Ausblick. Sondern am Ende steht ein Vers aus den Klageliedern, der als Einziges unverändert die Erfahrung der Christenheit aller Zeiten wiedergibt: „Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende“.

(Überarbeitete Fassung in: Für Arbeit und Besinnung 37, 1983; vgl. S. 229).

Hier laufen, so meine ich, die Fäden zusammen: Evangelischer Glaube, nüchterne Geschichtsschau und politisches Engagement halten die scheinbar so disparate Vielfalt seiner Lebensfronten und Denkbereiche zusammen. Die Glaubenszuversicht ermöglicht die Entideologisierung von Gegenwart und Vergangenheit, und aus beidem heraus hat sich Scholder zum geschichtsbewußten Vordenker der deutschen Öffentlichkeit und zum politisch einfühlsamen Nachdenker der Geschichte des Dritten Reiches entfaltet.

Klaus Rudolf Scholder wurde am 12. Januar 1930 als Sohn des damaligen Privatdozenten und späteren ordentlichen Professors der Anorganischen Chemie Dr. Rudolf Scholder und seiner Ehefrau Dr. Elisabeth, geb. Bret-

schneider, in Erlangen geboren. Nach der Grundschule in Halle (Saale) und Karlsruhe besuchte er von 1939 bis 1948 das humanistische Bismarck-Gymnasium in Karlsruhe. Von 1944 bis 1946 wurde seine Schulzeit durch die Ereignisse und Folgen des Krieges unterbrochen. Im Frühjahr 1948 bestand er den ‚Konkurs‘, die Prüfung zur Aufnahme in das Evangelische Stift Tübingen. Nach einem kirchlichen Dienstjahr wurde er im Wintersemester 1949/50 an der Universität Tübingen immatrikuliert und begann als Stifter mit dem Studium der Theologie und Germanistik. Im Sommersemester 1956 absolvierte er das erste theologische Dienstexamen und reichte – überraschenderweise nahezu zeitgleich – seine Dissertation über das Thema *Die Verwirklichung des Imaginativen in den Romanen Jean Pauls* bei der Philosophischen Fakultät ein. Wohl noch überraschender ist, wie sehr in dieser Erstlingsarbeit der geistesgeschichtlich weite Horizont sowie seine typische Feder schon angelegt sind. Hier zeigt sich der Mut zum weitgesteckten Bezugsrahmen von der Reformation bis zur Aufklärung und Romantik (besonders S. 162 ff.), und gleichfalls die ansprechende, an die Redlichkeit des Lesers appellierende Art der Argumentation: ‚Das ist mit Händen zu greifen‘, war schon damals eine seiner bevorzugten, der lebendigen Rede abgelauchten Wendungen, um Zustimmung zu gewinnen und Zögernde zu ermutigen, common sense nicht mit wissenschaftlichem Gehabe zu überfremden.

In den nächsten zehn Jahren finden sich zu den Begabungen auch die Ämter: Kulturpolitischer Referent der Freien Demokratischen Partei in Bonn, Stipendiat des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, Pfarrverweser, Repetent im Stift und schließlich an der Tübinger Evangelisch-Theologischen Fakultät die *venia legendi* für das Fach Kirchengeschichte – trotz fehlender theologischer Doktorwürde, dank einer weitsichtigen *lex Scholder*.

Im Rückblick hat Scholder drei diesen Lebensweg prägende Mentoren hervorgehoben: Karl Georg Pfeleiderer, Hanns Rückert und Ernst Wolf. Zunächst der Liberale aus dem Remstal, Karl Georg Pfeleiderer. Er hat den erst 24-jährigen zum Bonner Talweg geholt „aus der Überzeugung heraus, daß es notwendig sei, junge Deutsche für eine Sache zu gewinnen, die er für die wichtigste der Welt hielt: die Politik“. Er zeigte nicht nur die faszinierende Außenseite, „es war durchaus die Innenseite der Politik, die ich sah, und Pfeleiderer versuchte, mir ihre Mechanismen, ihre Zwänge, aber auch ihre Größe und vor allem ihre Bedeutung zu erklären“ (Liberal 21, 1979, S. 405).

Damals noch nicht voraussehbar wurde Scholder so auf seine Lebensaufgabe vorbereitet, die Erschließung der Geschichte des Dritten Reiches. Denn einmal erkannte er früh, wie sehr der Weimarer Neuanfang geschwächt wurde durch die vornehm wilhelminische Absage der Professorenschaft an das ‚schmutzige Geschäft‘ der Republik; zum anderen verhalf ihm das Gespür für politische Zwänge zu einer neuen Beurteilungsebene bei der unumgänglichen Frage nach deutscher Schuld, da erstmals konsequent neben dem moralischen Gebot eben auch der politische Zwang der Stunde mitbedacht wurde.

In Scholders Rede zum 100. Geburtstag des ersten Bundespräsidenten, Theodor Heuss (1984), wird sein eigener Standort offenbar – im Rückgriff auf deutsche politische Erfahrung, vorbei an den Nazis und programmatisch gegen ihre Ideologie ‚Du bist nichts, Dein Volk ist alles‘. Gegen die Volksvergottung des Dritten Reiches setzt Scholder die liberale Tradition: „Ich halte es nicht nur für wünschenswert, sondern auch für möglich, daß wir diese innere Freiheit des Einzelnen als ein wichtiges Element der äußeren Freiheit aller wiederentdecken“ (Theodor Heuss. Vorbild und Verpflichtung. 1984, S. 68). Doch geht Scholder über nur individuell verstandenen Liberalismus hinaus, indem er in Rundfunk und Fernsehen – nahezu immer als erster – das Problem der Gastarbeiter, das Recht der Bürgerinitiativen und die Not der Umweltverschmutzung auf die politische Tagesordnung setzt und durch eigenen Einsatz Lösungen zu entdecken sucht. Er selbst bezeugt das in Person als Vorsitzender des Senatsausschusses der Deutschen Forschungsgemeinschaft für Umweltforschung und dann als Mitglied des Rates von Sachverständigen für Umweltfragen.

Es war Detailarbeit aller politischen Mode voraus und durchweg an ihr vorbei, für die er dann 1981 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande geehrt wurde. In einer kleinen Studie mit dem Titel *Grenzen der Zukunft* (1973), die auch international Beachtung gefunden hat, werden die Ergebnisse des Meadows Report *The Limits of Growth* (1972) durchdacht und auf ihre Konsequenzen für die Grenzen der Gesellschaft und zugleich des Einzelnen befragt: Not tut „die freiwillige Anerkennung der unaufhebbaren Grenzen des Menschen“ (S. 110). Die Grenzüberschreitung, die den Menschen lockt, ihn zugleich aber verlockt, alles zu machen, was er machen kann, wird am Schluß noch einmal biblisch vertieft: als teuflische Versuchung (Luk. 4), der zu widerstehen über-lebensnotwendig ist.

Das war eine neue Problematik, für die Scholder nicht nur der FDP die Augen geöffnet hat, als von einer ökologischen Partei noch keine Rede war. Von Anfang an aber hat er sich um eine uralte Fragestellung bemüht, die für Deutschland mit besonderer Brisanz geladen ist: Das Drama von Verhängnis und Schuld in der Geschichte. Sein erster öffentlicher Vortrag war dieser Frage gewidmet, *Die Problematik der politischen Verantwortung in unserer jüngsten Geschichte* (1959), ein Thema das sich verfolgen läßt bis zur letzten Schaffenszeit, die ihm noch blieb, an dem sich vor allem jene Urteilsfähigkeit entfaltet hat, die seinem opus magnum *Die Kirchen und das Dritte Reich* (Berlin 1977; 3. Aufl. 1980) das markante Profil verleiht. Scholder wagt das für den Historiker nicht Übliche, geradezu Riskante: Er sichtet die ‚Moirai‘, nicht nur als vorgegebene Konstellation, sondern auch als kontingent hereinbrechendes Geschick, wie etwa der plötzliche Tod Stresemanns oder das knappe Mißlingen des Attentats auf Hitler im Münchener Bürgerbräukeller. Die Berufung auf die nicht-machbare-Geschichte dient der genauen Erfassung von Schuld und Verantwortlichkeit, eben nicht der Entschuldigung:

Es geht bei diesem Begriff . . . nicht darum, auf Erklärungen zu verzichten und statt dessen das Schicksal zu bemühen. Sondern es geht darum, daß jede Darstellung des Dritten Reiches unzureichend ist, die den Verhängnischarakter nicht sieht, der über dieser Geschichte waltet und der ja doch mit Händen zu greifen ist.

(Die Vergangenheit holt uns immer wieder ein. In: Süddeutsche Zeitung 27./28. 1. 1979, S. 163).

So wird die verheerende Verzerrung von Bismarcks Erbe durch die Alldeutschen ebenso klar aufgezeigt wie der alliierte Mythos von der deutschen Alleinschuld am Ersten Weltkrieg mit der Folge des nur der Hitlerpropaganda förderlichen, ungerechten und untragbaren Versailler Vertrages.

Vertreter jener Generation der verantwortlich Nicht-Mehr-Beteiligten gelingt es Scholder, ohne Apologetik das Versagen beider Kirchen im Widerstand aufzuzeigen. Dabei beschränkt sich die Kritik nicht auf die Deutschen Christen; unverzagt stellt er sich auch der bereits etablierten Hagiographie der Bekennenden Kirche entgegen und enthüllt die Anfälligkeit des deutschen Protestantismus für ideologische Verführung. Damit gewann Scholder den moralischen Freiraum, ohne Rücksicht auf konfessionelle Empfindlichkeiten gegenüber der kurialen Verneinung jeglicher Schuld auf die Konkordatsverhandlungen von 1933 einzugehen, die mit der Ausschaltung des Zentrums die römisch-katholischen Besitzverhältnisse im Reich sichern sollten. Denn der Kurie war laut Kardinal Faulhaber deutlich, daß Nationalsozialismus und Faschismus „die einzige Rettung vor dem Kommunismus“ sind (Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 26, 1978, S. 566). Ebenso hat Scholder die Anweisung aufgedeckt, die der Vorsitzende der katholischen Bischofskonferenz, der Breslauer Erzbischof Adolf Kardinal Bertram, nach dem Tode Hitlers am 1. Mai 1945 an alle Pfarrämter der Erzdiözese noch ausgehen ließ, „ein feierliches Requiem zu halten im Gedenken an den Führer“. („Ein Requiem für Hitler. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 25. 10. 1980).

Auf die Frage nach den akademischen Mentoren auf Scholders Lebensweg gibt die Habilitationsschrift *Ursprünge und Probleme der Bibelkritik im 17. Jahrhundert* (1966) eine Antwort. Dort vereinte er die Namen zweier Kirchenhistoriker – nicht nur von unterschiedlichem Lebenslauf, sondern auch ebenso unterschiedener theologischer Ausrichtung. In einem Atem hob er Hanns Rückert und Ernst Wolf hervor als diejenigen, die ihn „wissenschaftlich und persönlich bestimmt haben“ (S. 5). Wie ernst dieser Dank gemeint ist, geht aus den feinsinnigen Nachrufen hervor, mit denen er Rückert (Frankfurter Allgemeine Zeitung 8. 11. 1974, S. 27) und Wolf (Zeitschrift für Kirchengeschichte 82, 1971, S. 289–291) geehrt hat. Diese von Scholder selbst benannte und bestätigte ‚Filiation‘ erlaubt es, jene zwei Brennpunkte zu benennen, die seinem Werk ihre so große öffentliche Wirkung verliehen haben und die – bei allen zu erwartenden Korrekturen im Detail – jenes Grundmuster für die Erarbeitung der Geschichte des Dritten Reiches bilden, an dem künftige Forschung nicht mehr vorbeisehen kann.

Allererst zeigt sich die tiefe Verbundenheit mit der biblischen Theologie Luthers, die nun durchdacht und auf ihre Wahrheit erprobt wird im Lichte

der Erfahrungen von Orthodoxie und Aufklärung. Jene Bindung setzt sich den Ansprüchen der kritischen Vernunft eines Immanuel Kant aus und prüft sich an den Forderungen der historischen Kritik eines Ferdinand Christian Baur, dessen Hauptwerk Scholder in fünf Bänden herausgegeben hat (Stuttgart 1963–75). Die Zugkraft dieser kritischen Tübinger Schule hat Scholder gelehrt, die Geschichte, auch die Geschichte der Kirche, nüchtern als Profangeschichte zu bearbeiten, ohne Rückgriff auf Gottes Providenz; wenn von ‚Verhängnis‘ die Rede ist, dann so, wie Luther vom ‚deus absconditus‘ redet.

Den zweiten Brennpunkt markiert Scholder schon frühzeitig, in seiner Antrittsvorlesung als Tübinger Privatdozent (7. 2. 1966), bezeichnenderweise veröffentlicht in der zusammen mit Heinz Liebing herausgegebenen Festschrift für Hanns Rückert *Geist und Geschichte der Reformation* (Berlin 1966). Er wagt die zu jener Zeit noch kühne These vom innigen Zusammenhang der deutschen Aufklärung mit dem Pietismus. Es ging bereits damals um mehr als um die rein geistesgeschichtliche Klärung von Epochenströmungen. Er suchte zu zeigen, daß in dieser Verknüpfung die Gründe für Deutschlands Sonderentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert liegen. Zwei Jahre später, in der Gedenkschrift für Martin Göhring (Wiesbaden 1968), erhärtet er diese Auffassung im Vergleich zum kulturell und philosophisch so ganz anders geprägten, europäisch offenen Geist der reformierten Niederlande. Seine späteren Göttinger Lehrjahre haben diesen Weg zur reformierten Tradition ermutigt. Denn es war nicht seiner Tübinger Schulung zu verdanken, daß er sich so intensiv mit der Theologie Karls Barths befaßte, der 1966 an Scholders Heimatfakultät gewiß nicht hoch im Kurse stand. Kritischer aber als die triumphalistischen Nachwuchsvertreter der Bekennenden Kirche legte Scholder auch die Grenzen der Persönlichkeit Barths offen und ebenso die Schwächen seiner Position, etwa in der Judenfrage. Trotz aller Kritik läßt sich als roter Faden dennoch der Respekt vor der Größe Barths verfolgen: Dessen theologischer Ansatz erwies sich „in der kritischen Situation des Jahres 1933 als einer der ganz großen theologischen Entwürfe der christlichen Theologie überhaupt“ (*Die Kirchen und das Dritte Reich*, S. 559).

Zum ausgewogenen Urteil über Barth gesellt sich die Bewertung der Theologischen Erklärung von Barmen (Mai 1934), die ihn noch in seinen letzten Arbeitsstunden beschäftigt hat. Die grundsätzliche Bejahung in der Sache läßt auch hier die Warnung nicht überhören, die er bereits während der Anfänge seiner Tübinger Lehrtätigkeit zukünftigen ‚Barmer Konfessionalisten‘ mit einem Wort Luthers ins Stammbuch geschrieben hat: „Nos sumus salvi propter Christum, non propter confessionem aut ulla alia opera“. (Die Bedeutung des Barmer Bekenntnisses für die Evangelische Theologie und Kirche. Ernst Wolf zum 65. Geburtstag. In: *Evangelische Theologie* 27, 1967, S. 461).

Glücklicherweise haben wir Scholders Hauptwerk, *Die Kirchen und das Dritte Reich*, nicht als Torso zu bezeichnen. Bis zu seinem Tode lag auch der zweite Band so weit abgeschlossen vor, daß die gewichtigen Entscheidungen

des Jahres 1934 in der bekannten lebendigen Art des Autors vor Augen geführt werden. Den weiteren Fortgang hat er in einer Reihe von Aufsätzen bereits skizziert, die es verdienen, bald als eigene Sammlung zusammengefaßt zu werden. In einer Neubearbeitung des ersten Bandes hoffte er, anders als jetzt, die Vorgeschichte über Weimar bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges zurückzuführen. Mit seinem Hauptwerk parallel zu lesen sind die „Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1932–1944“, enthüllende Miniaturen über Hoffnung und Triumph, Angst und Zerschlagen, die er unter dem Titel *Die Mittwochs-Gesellschaft* 1982 herausgegeben hat.

Bei dem Versuch, die markante und bleibende Bedeutung Scholders zu erfassen, drängt sich unwiderstehlich seine Kraft zur Zusammenschau auf: Zusammenschau von Reformation *und* Neuzeit, Nationalgeschichte *und* Kirchengeschichte, Liberalismus *und* Grenzen des Individualismus, deutschem Sonderweg *und* gemeinsamer europäischer Entwicklung sowie, thematisch gesehen, Schuld *und* Verhängnis auf dem Irrweg des Nationalsozialismus.

Zusammenschau bedeutet nicht einebnender Ausgleich, verständnisvolles Hören nicht geistige Neutralität. Das läßt sich Seite um Seite in Scholders Werk ‚mit Händen greifen‘. Die Mitte seiner eigenen, ideologiefernen Urteilskraft und den Grund seines fröhlichen Glaubens hat der Kirchengeschichtler in seinem letzten Aufsatz, den er noch mit persönlichen Widmungen versehen konnte, unmißverständlich der ganzen Kirche als Fundament eingeschärft: „Beides, der falsche politische Aktionismus der Kirche wie der falsche politische Verzicht entspringen nach Barmen der gleichen Wurzel, dem mangelnden Vertrauen in Gottes Verheißung. Deshalb setzt die fünfte These an den Schluß den lapidaren Satz, der gleichsam die Summe aller reformatorischen Theologie darstellt: Die Kirche ‚vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt‘“.

(Die theologische Grundlage des Kirchenkampfes. In: *Evangelische Theologie* 44, 1984, S. 524).

Heiko A. Oberman

zugleich im Namen der Herausgeber